

TERRY GOODKIND

Das Schwert der Wahrheit  
Siebtes Buch

Das Schwert der Wahrheit bei Blanvalet in der ungesplitteten,  
dem Original entsprechenden Taschenbuchausgabe:

Erstes Buch: Das erste Gesetz der Magie (36967)

Zweites Buch: Die Schwestern des Lichts (36968)

Drittes Buch: Die Günstlinge der Unterwelt (36969)

Viertes Buch: Der Tempel der vier Winde (37104)

Fünftes Buch: Die Seele des Feuers (37105)

Sechstes Buch: Schwester der Finsternis (37106)

Siebtens Buch: Die Säulen der Schöpfung (37288)

Terry Goodkind

---

**Die Säulen  
der Schöpfung**

Siebtes Buch

Roman

Deutsch von Caspar Holz

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Pillars of Creation« bei Tor Books, New York.



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2009

bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2001 by Terry Goodkind

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Published in agreement with the author

c/o Baror International, Inc., Armonk, New York, USA

Artwork by Keith Parkinson

Redaktion: Werner Bauer

HK · Herstellung: RF

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37288-1

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Gewidmet den im US-Nachrichtendienst tätigen  
Menschen und ihrem jahrzehntelangen heldenhaften  
Kampf für den Erhalt von Leben und Freiheit, bei dem  
sie oftmals Spott, Verachtung und Dämonisierung  
ausgesetzt und ihnen durch die Handlanger des Bösen  
die Hände gebunden sind.



»Das Böse verzaubert uns nicht etwa, indem es die schreckliche Wahrheit seiner zerstörerischen Absichten offen legt, es zeigt sich vielmehr in das zarte Gewand der Tugend gehüllt, süß klingende Lügen flüsternd, die uns in die dunkle Ruhestätte unseres ewigen Grabes locken sollen.«

– aus *Koloblicins Tagebuch*





# 1

Als sie die Taschen des Toten durchwühlte, stieß Jennsen Daggett auf einen Gegenstand, den sie dort am allerwenigsten zu finden erwartet hätte. Verdutzt ließ sie sich auf die Fersen zurücksinken. Der schneidende Wind zerzauste ihr Haar, als sie mit großen Augen auf die in pedantischen Blockbuchstaben auf das kleine Rechteck aus Papier geschriebenen Worte starrte. Der Zettel war zweimal in der Mitte gefaltet, sorgfältig, so dass die Ränder präzise aufeinander lagen. Sie kniff die Augen zusammen, halb in der Erwartung, die Worte würden verschwinden wie ein böses Trugbild. Den Gefallen taten sie ihr allerdings nicht, sondern sie blieben überaus real.

Die Albernheit des Gedankens war ihr durchaus bewusst, trotzdem kam es ihr so vor, als lauerte der Tote geradezu auf eine Reaktion von ihr. Sie ließ sich zumindest äußerlich nichts Derartiges anmerken und riskierte einen verstohlenen Blick auf seine Augen, die stumpf und glasisch waren. Jennsen hatte Leute erzählen hören, dass Verstorbene oft so aussähen, als ob sie nur schliefen. Dieser nicht. Seine Augen sahen tot aus. Die bleichen Lippen waren gespannt, das Gesicht wächsern. Sein Stiernacken war violett gerötet.

Natürlich beobachtete er sie nicht; er beobachtete überhaupt nichts mehr. Aber sein leicht zur Seite hin verdrehter Kopf war ihr zugewandt, und es schien fast so, als schaute er sie an. Diese Vorstellung kam ihr keineswegs abwegig vor.

Weiter oben, auf dem steinigen Hügel in ihrem Rücken, schlugen die kahlen Äste im Wind aneinander wie klappernde Gebeine. Das flatternde Stück Papier in ihren Fingern schien in das Geräusch einzustimmen, und ihr Herz, das ohnehin schon raste, begann noch lauter zu klopfen.

Jennsen hielt sich einiges auf ihren gesunden Menschenverstand zugute; sie war sich deshalb darüber im Klaren, dass sie gerade ihre Fantasie mit sich durchgehen ließ, aber sie hatte doch noch nie einen Toten gesehen, einen Menschen, der so unnatürlich still dalag. Der Anblick hatte etwas Erschreckendes; sie schluckte und versuchte auf diese Weise wenn schon nicht ihre Nerven, so doch wenigstens ihre Atmung zu beruhigen.

Auch wenn er tot war, wollte Jennsen nicht, dass er sie anschaute. Deshalb erhob sie sich, raffte den Saum ihres langen Rocks und ging um den Körper herum. Sie faltete den kleinen Zettel sorgfältig zweimal, so wie sie ihn gefunden hatte, und ließ ihn in ihre Tasche gleiten. Darum würde sie sich später kümmern müssen. Jennsen wusste nur zu gut, wie ihre Mutter auf die beiden Worte auf dem Zettel reagieren würde. Dann hockte sie sich auf der anderen Seite des Mannes nieder.

Man hätte fast meinen können, er schaute hoch zu dem Pfad, von dem er heruntergestürzt war, und fragte sich, was wohl passiert sein mochte und wie es kam, dass er jetzt mit gebrochenem Genick auf dem Grund der steilen, felsigen Schlucht lag.

Sein Umhang hatte keine Taschen. An seinem Gürtel waren zwei Beutel befestigt. Einer davon enthielt Öl, ein paar Schleifsteine sowie einen Abzieher, der andere war mit Trockenfleisch gefüllt; ein Name stand auf keinem der beiden.

Wäre er klüger gewesen, so wie sie, hätte er den Umweg am Fuß der Klippen entlang gewählt, statt dem Pfad über die Kuppe zu folgen, den schwarz vereiste Flächen um diese Jahreszeit tückisch machten. Selbst wenn er nicht vorgehabt hatte, wieder denselben Weg zurückzugehen, den er gekommen war, wäre es klüger gewesen, sich einen Weg durch den Wald zu suchen, trotz des dichten Dornengestrüpps, das dort oben das Vorwärtskommen zwischen den abgestorbenen Ästen und Bäumen erschwerte.

Passiert war passiert. Falls sie etwas fand, das ihr seine Identität verriet, konnte sie vielleicht seine Angehörigen ausfindig machen oder sonst jemanden, der ihn kannte; sie würden doch bestimmt benachrichtigt werden wollen. Sie klammerte sich an die Sicherheit, die ihr dieser Vorwand lieferte.

Beinahe gegen ihren Willen kam Jennsen wieder auf die Frage zurück, was er hier draußen wohl gewollt haben mochte; leider schien das sorgsam gefaltete Stück Papier ihr dies nur allzu deutlich zu sagen. Trotzdem, möglicherweise gab es noch einen anderen Grund.

Wenn sie ihn nur finden könnte.

Um seine andere Tasche zu durchsuchen, musste sie seinen Arm ein Stück zur Seite schieben.

»Gütige Seelen, verzeiht mir«, murmelte sie leise, als sie den steifen Arm anfasste, der sich nur mit Mühe bewegen ließ. Jennsen rümpfte angeekelt die Nase. Er war so kalt wie der Erdboden, auf dem er lag, so kalt wie die vereinzelt Regentropfen, die vom eisengrauen Himmel fielen. In dieser Jahreszeit trieb der steife Westwind sie fast immer als Schnee vor sich her. Der ungewöhnliche, immer wieder aufkommende Nebel und der Nieselregen hatten die vereisten Stellen auf dem Pfad über die Kuppe zweifellos noch rutschiger gemacht; der Tote war der beste Beweis dafür.

Sie wusste, wenn sie hier noch länger verweilte, würde der aufziehende Winterregen sie im Freien überraschen. Ihr war durchaus bewusst, dass das lebensgefährlich sein konnte. Zum Glück war Jennsen nicht allzu weit von ihrem Zuhause entfernt. Aber wenn sie nicht bald nach Hause käme, würde sich ihre Mutter – aus lauter Sorge, was sie so lange aufhielt – vermutlich auf den Weg machen und nach ihr suchen; und Jennsen wollte nicht, dass sie ebenfalls bis auf die Knochen nass wurde.

Ihre Mutter wartete bestimmt schon auf die Fische, die Jennsen von den mit Ködern versehenen Angelschnüren im See mitgebracht hatte; ausnahmsweise hatten ihnen die in den Eislöchern ausgelegten Schnüre einen guten Fang beschert. Die toten Fische lagen drüben auf der anderen Seite der Leiche, wo sie sie hatte fallen lassen, als sie ihre schaurige Entdeckung machte. Auf dem Hinweg zum See hatte er noch nicht hier gelegen, sonst hätte sie ihn sicherlich bemerkt.

Jennsen holte tief Luft, um ihren Entschluss zu festigen, und zwang sich, ihre Durchsuchung fortzusetzen. Sie stellte sich eine besorgte Ehefrau vor, die sich fragte, ob ihr großer, gut aussehender

Soldat wohl in Sicherheit, im Warmen und Trockenen wäre. Und die nicht ahnte, wie es in Wahrheit um ihn stand.

Wäre sie abgestürzt und hätte sich den Hals gebrochen, würde Jennsen wollen, dass jemand ihre Mutter benachrichtigte. Ihre Mutter hätte also sicherlich Verständnis dafür, wenn sie sich etwas verspätete, um herauszufinden, wer dieser Mann war. Jennsen verwarf den Gedanken wieder. Verständnis hätte sie vielleicht, trotzdem würde sie nicht wollen, dass Jennsen sich in der Nähe dieses Soldaten herumtrieb, auch wenn er tot war und somit niemandem mehr etwas tun konnte, schon gar nicht ihr und ihrer Mutter.

Die Besorgnis ihrer Mutter würde noch wachsen, sobald Jennsen ihr gezeigt hatte, was auf dem kleinen Stück Papier stand.

Was sie wirklich zu dieser Durchsuchung trieb – das spürte Jennsen –, war die Hoffnung, dass es noch eine andere Erklärung gab. Sie wollte unbedingt, es wäre etwas anderes. Nur dieser verzweifelte Wunsch ließ sie ausharren, obwohl sie am liebsten umgehend nach Hause gerannt wäre.

Wenn sie keine plausible Erklärung für sein Hiersein fand, mochte es das Beste sein, ihn hier zu verstecken und darauf zu hoffen, dass er nie gefunden wurde. Auch wenn sie deswegen draußen im Regen ausharren musste, sollte sie auf keinen Fall noch länger zögern und ihn so schnell wie möglich verscharren. Dann würde niemand erfahren, wo er lag.

Sie zwang sich, ihre Hand bis ganz nach unten in seine Hosentasche zu schieben, und hastig sammelte sie mit den Fingern das Sammelurium kleiner Gegenstände zusammen. Es war grauenhaft für sie, dabei auch das kalte, tote Fleisch zu spüren. Schließlich zog sie den gesamten Tascheninhalt in ihrer geschlossenen Hand heraus. In der aufkommenden Dunkelheit beugte sie sich darüber und öffnete die Finger, um einen Blick darauf zu werfen.

Ganz zuoberst lagen ein Feuerstein, einige beinerne Knöpfe, ein kleines Bündel Zwirn sowie ein gefaltetes Taschentuch. Sie schob Zwirn und Taschentuch mit einem Finger zur Seite und legte eine nicht unbeträchtliche Anhäufung von Münzen frei – Silber und Gold. Der Anblick dieses Schatzes ließ sie einen leisen Pfiff ausstoßen. In ihren Augen waren Soldaten alles andere als reich, dieser

Mann jedoch besaß fünf Goldtaler sowie eine größere Menge Silbermünzen: für nahezu jeden ein Riesenvermögen. Die Anzahl der Silberpfennige – Silber, und nicht etwa Kupfer – schien im Vergleich dazu beinahe unbedeutend, obwohl sie allein wahrscheinlich einen größeren Betrag darstellten, als sie in all den zwanzig Jahren ihres Lebens ausgegeben hatte.

Einen Talisman von einer Frau, der ihre Besorgnis, welche Art Mann er gewesen sein mochte, hätte mildern können, fand sie entgegen ihrer Hoffnung nicht; bedauerlicherweise verriet ihr überhaupt nichts in seinen Taschen etwas über seine Identität. Sie rümpfte unwillkürlich die Nase, als sie daranging, ihm seine Habe in die Tasche zurückzustopfen. Einige Silberpfennige fielen ihr dabei aus der geschlossenen Hand, doch sie sammelte sie ausnahmslos vom feuchten, hart gefrorenen Boden auf und zwängte ihre Hand abermals in seine Tasche, um sie wieder an ihren ordnungsgemäßen Platz zu legen.

Sein Rucksack hätte ihr vielleicht mehr verraten können, doch da er mit dem ganzen Körper darauf lag, war sie unschlüssig, ob sie tatsächlich versuchen sollte, einen Blick hineinzuworfen; vermutlich enthielt er ohnehin nur Vorräte. Alles, was er für wertvoll gehalten hatte, hatte sich wohl in seinen Hosentaschen befunden.

Wie das Stück Papier.

Vermutlich lagen bereits alle Beweise, die sie wirklich brauchte, deutlich sichtbar vor ihr. Unter seinem dunklen Umhang und Waffenrock trug er eine steife Lederrüstung. An seiner Hüfte, in einer sehr schlichten, abgewetzten schwarzen Lederscheide, befand sich ein einfaches, jedoch robust gearbeitetes und gefährlich scharf geschliffenes Soldatenschwert; das Schwert war – zweifellos bei dem tiefen, unkontrollierten Sturz des Mannes vom Pfad – in der Mitte durchgebrochen.

Sie ließ den Blick etwas genauer über das ungewöhnliche Messer wandern, das in der Scheide an seinem Gürtel steckte. Sein Heft schimmerte matt im Dämmerlicht, und es hatte ihre Aufmerksamkeit gleich vom ersten Moment an gefesselt, der Anblick hatte sie geradezu erstarren lassen. Kein einfacher Soldat besaß ein so vorzüglich gearbeitetes Messer, da war sie völlig sicher. Es war unbe-

streitbar das kostbarste Messer, das sie je zu Gesicht bekommen hatte.

Auf dem silbernen Heft befand sich ein mit überladenen Verzierungen versehener Buchstabe, ein ›R‹, dennoch war es ein Gegenstand von außerordentlicher Schönheit.

Ihre Mutter hatte ihr den Umgang mit Messern von Kindesbeinen an beigebracht, deshalb wünschte sie sich, ihre Mutter besäße ebenfalls ein so edles Messer wie dieses hier.

*Jennsen.*

Das leise, geflüsterte Wort ließ Jennsen auffahren.

Nicht jetzt. Gütige Seelen, nur jetzt nicht. Nicht hier.

*Jennsen.*

Es gab nicht viel, das ihr zeit ihres Lebens verhasst war, doch diese Stimme, die sie gelegentlich heimsuchte, hasste sie von ganzem Herzen.

Wie stets, so ignorierte sie sie auch jetzt und zwang sich, ihre Finger zu bewegen und herauszufinden, ob da noch etwas anderes war, das sie über diesen Mann wissen sollte. Sie untersuchte die Lederriemen auf Geheimitaschen, konnte aber keine entdecken; der Waffenrock war von schlichtem Zuschnitt und besaß keine Taschen.

*Jennsen*, ließ sich die Stimme abermals vernehmen.

Sie biss die Zähne aufeinander. »Lass mich in Frieden«, sagte sie deutlich hörbar, wenn auch mit leiser Stimme.

*Jennsen.*

Diesmal klang es anders, fast so, als befände sich die Stimme gar nicht in ihrem Kopf, wie sonst immer.

»Lass mich in Ruhe«, brummte sie unwirsch.

*Gib dich hin.*

Sie sah auf und blickte in die leblosen, starren Augen des Soldaten.

Der erste Schleier kalten Regens wogte im Wind. Es fühlte sich an, als ob die Seelen der Verstorbenen ihr mit eisigen Fingern über das Gesicht strichen.

Ihr Herz begann noch schneller zu rasen, und ihr hastiger, unregelmäßiger Atem geriet ins Stocken – wie Seide, die an einem Stückchen trockener Haut hängen bleibt. Die weit aufgerissenen Augen

fest auf das Gesicht des Toten geheftet, krabbelte sie, sich mit den Füßen abstoßend, rücklings über das Geröll.

Albern benahm sie sich, dessen war sie sich vollkommen bewusst. Der Mann war doch tot! Er sah sie nicht an, dazu war er überhaupt nicht fähig. Sein unnachgiebiger Blick war im Tod erstarrt, genau wie bei den toten Fischen, die sie geangelt hatte.

*Jennsen.*

Jenseits der Leiche, oberhalb des steilen Abhangs aus Granitstein, wiegten sich die Föhren sacht im Wind, und die kahlen Ahornbäume und Eichen schwenkten ihr knorriges Geäst. Jennsen lauschte angespannt auf die Stimme. Die Lippen des Mannes bewegten sich nicht, sie wusste, dass sie sich nicht bewegten. Die Stimme kam aus ihrem Kopf.

Er hatte das Gesicht noch immer dem Pfad zugewandt, von dem aus er in den Tod gestürzt war. Anfangs hatte sie gedacht, sein lebloser Blick sei ebenfalls in diese Richtung gedreht gewesen, jetzt aber schienen sich seine Augen ein wenig mehr ihr zugewandt zu haben.

Jennsen schloss die Finger um das Heft ihres Messers.

*Jennsen.*

»Lass mich in Frieden. Ich denke nicht daran, mich hinzugeben.«

Nie wusste sie, was genau die Stimme meinte; obwohl sie sie schon fast ihr ganzes Leben lang begleitete, hatte sie sich nie näher darüber ausgelassen. Jennsen flüchtete sich in diese Zweideutigkeit.

Wie als Antwort auf ihren Gedanken, ließ sich die Stimme abermals vernehmen.

*Gib dein Fleisch hin, Jennsen.*

Jennsen stockte der Atem.

*Gib deinen Willen hin.*

Sie musste vor Entsetzen schlucken. Das hatte sie noch nie gesagt – nie zuvor hatte die Stimme etwas gesagt, das für sie irgendeinen Sinn ergab.

Oft hörte sie sie nur ganz schwach – so als wäre sie zu weit entfernt, um sie klar und deutlich zu verstehen; mitunter glaubte sie, einzelne Worte unterscheiden zu können, die jedoch einer fremden Sprache zu entstammen schienen.

Die Flüsterstimme sprach auch noch mit anderen Worten zu ihr,

nie jedoch so, dass sie mehr verstand als ihren Namen und die beängstigend verlockende, aus einem kurzen Satz bestehende Aufforderung, sich hinzugeben. Dieser kurze Satz klang jedes Mal eindringlicher als alles andere, und sie hörte ihn stets heraus, selbst wenn die restlichen Worte unverständlich blieben.

Ihre Mutter behauptete, die Stimme gehöre dem Mann, der Jennsen schon fast ihr ganzes Leben lang umzubringen versuchte; sie meinte, er wolle sie damit quälen.

»Jenn«, sagte ihre Mutter dann für gewöhnlich, »es ist alles in Ordnung, ich bin ja bei dir. Seine Stimme kann dir nichts anhaben.« Um ihre Mutter nicht zu beunruhigen, erzählte sie ihr oft gar nichts von der Stimme.

Aber auch wenn diese Stimme ihr nichts anhaben konnte – der Mann konnte es, wenn er sie fand. Plötzlich sehnte sich Jennsen nach den beschützenden, tröstenden Armen ihrer Mutter.

Eines Tages würde er sie holen kommen, darüber waren sie sich beide im Klaren; bis dahin schickte er seine Stimme vor. Das zumindest glaubte ihre Mutter.

So beängstigend sie diese Erklärung auch fand, war sie Jennsen doch allemal lieber, als an ihrem Verstand zweifeln zu müssen, denn ohne diesen besäße sie gar nichts mehr.

»Was ist denn hier geschehen?«

Jennsen unterdrückte einen erschrockenen Aufschrei, fuhr herum und zog dabei ihr Messer. Dann ließ sie sich in eine geduckte Stellung nieder, die Füße ein Stück weit auseinander, das Messer in todesmutiger Entschlossenheit fest umklammert.

Das war keine körperlose Stimme – ein leibhafter Mann kam den tief eingeschnittenen Wasserlauf zu ihr heraufgestiegen. Das Geräusch des Windes in den Ohren und abgelenkt durch den Toten und die Stimme, hatte sie ihn nicht kommen hören.

Er war kräftig und bereits so nah, dass er sie – sollte sie fortlaufen und er die nötige Entschlossenheit an den Tag legen – ohne Mühe würde einholen können.



Angesichts ihrer Reaktion und des Messers in ihrer Hand verlangsamte der Mann seine Schritte.

»Ich hatte nicht die Absicht, Euch einen Schrecken einzujagen.«  
Seine Stimme klang durchaus freundlich.

»Habt Ihr aber.«

Obwohl er seine Kapuze hochgeschlagen hatte und sie sein Gesicht nicht genau erkennen konnte, schien ihr, dass er ihr rotes Haar musterte, so wie die meisten Menschen, die sie zum ersten Mal sahen.

»Das sehe ich. Ich bitte um Verzeihung.«

Sie ließ den Blick suchend nach links und rechts schweifen, um festzustellen, ob der Fremde allein gekommen oder ob noch jemand bei ihm war, der sich womöglich gerade an sie heranschlich.

Wie eine Idiotin kam sie sich vor, weil sie sich so hatte übertölpeln lassen. Im Grunde ihres Herzens wusste sie doch, dass sie sich niemals wirklich sicher fühlen durfte. Es bedurfte keiner List, schon eine simple Sorglosigkeit ihrerseits konnte das Ende bedeuten. Als ihr klar wurde, wie leicht dies geschehen konnte, überkam sie ein Gefühl verzweifelter Schicksalhaftigkeit. Wenn dieser Mann am helllichten Tag kommen und sie so mühelos erschrecken konnte, was sagte dies dann hinsichtlich ihres hoffnungslos übertriebenen Traums, eines Tages über ihr Leben selbst bestimmen zu können?

Die Felswand der Klippe glänzte dunkel in der feuchten Luft; die winddurchtoste, tief eingeschnittene Schlucht war bis auf sie, den toten Soldaten und den Fremden völlig menschenleer.

Ein Dutzend Schritte entfernt blieb der Mann stehen; seiner Körperhaltung nach war es nicht die Angst vor ihrem Messer, die ihn hatte anhalten lassen, sondern vielmehr die Befürchtung, sie noch weiter zu verängstigen. Er betrachtete sie ganz unverhohlen und hing dabei scheinbar seinen eigenen Gedanken nach. Was auch immer an ihrem Gesicht ihn so gefangen genommen haben mochte – er hatte sich rasch davon erholt.

»Es scheint mir durchaus verständlich, warum eine Frau allen

Grund hat, sich zu ängstigen, wenn sich ihr plötzlich ein Fremder nähert. Ich wäre auch meines Weges gegangen, ohne Euch zu erschrecken, aber dann sah ich den Mann dort auf der Erde liegen, und wie Ihr Euch über ihn beugtet. Ich dachte, vielleicht braucht Ihr Hilfe, also kam ich so rasch es ging hierher.«

Der kalte Wind hob den dunkelgrünen Umhang des Fremden an, so dass man seine gut geschnittene, aber einfache Kleidung erkennen konnte. Sein vage erkennbares Lächeln hatte etwas höflich Verbindliches, mehr nicht, doch stand es ihm gut zu Gesicht.

»Er ist tot«, war alles, was ihr als Erwiderung einfiel.

Jennsen war es nicht gewohnt, mit Fremden zu sprechen, war es nicht gewohnt, überhaupt mit jemandem außer ihrer Mutter zu sprechen. Außerdem war sie unsicher, was sie sagen und wie sie sich verhalten sollte – erst recht unter diesen Umständen.

»Oh. Das tut mir Leid.« Er reckte, ohne jedoch näher zu kommen, seinen Hals ein wenig vor, um den Mann auf dem Boden in Augenschein zu nehmen.

Jennsen empfand es als rücksichtsvoll, wenn jemand gar nicht erst den Versuch unternahm, sich einem sichtlich nervösen Menschen weiter zu nähern, allerdings ging es ihr gegen den Strich, so durchschaubar zu sein, hatte sie doch immer gehofft, auf andere ein wenig unergründlich zu wirken.

Er hob den Blick von dem Toten und betrachtete erst ihr Messer, dann ihr Gesicht. »Ich nehme an, Ihr hattet einen Grund.«

Nach einem kurzen Augenblick der Verwirrung begriff sie schließlich, was er meinte, und sprudelte hervor: »Das war nicht ich!«

Er zuckte mit den Achseln. »Verzeihung. Ich kann von hier aus nicht erkennen, was passiert ist.«

Jennsen war es unangenehm, den Mann mit dem Messer zu bedrohen, deshalb ließ sie den Arm mit der Waffe sinken.

»Es war nicht meine Absicht ... wie eine Verrückte dazustehen. Ihr habt mir bloß einen fürchterlichen Schrecken eingejagt.«

Sein Lächeln wurde freundlicher. »Verstehe. Es ist ja niemand zu Schaden gekommen. Was ist denn überhaupt passiert?«

Jennsen deutete mit ihrer freien Hand hinüber zu der Felswand.

»Er muss wohl vom Pfad dort oben abgestürzt sein. Er hat sich das Genick gebrochen; das glaube ich zumindest, denn ich habe ihn eben erst gefunden, und andere Fußspuren sehe ich hier nirgends. Vermutlich ist er durch den Sturz umgekommen.«

Während Jennsen das Messer in die Scheide an ihrem Gürtel zurückschob, betrachtete er nachdenklich die Felswand. »Ich bin froh, dass ich unten herum gegangen bin, statt den Pfad oben entlang zu nehmen.«

Sie deutete mit einem auffordernden Nicken auf den Toten. »Gerade war ich dabei, nach etwas zu suchen, das mir möglicherweise darüber Aufschluss gibt, wer er ist. Ich dachte, vielleicht sollte ich ... jemanden benachrichtigen. Aber ich habe nichts gefunden.«

Die Stiefel des Mannes knirschten auf dem Geröll, als er näher trat. Er kniete auf der anderen Seite des Toten nieder und nicht etwa neben ihr – vielleicht, um der mit dem Messer herumfuchtelnden Verrückten vorsichtshalber etwas Platz zu lassen und ihr so ein wenig von ihrer Nervosität zu nehmen.

»Ich möchte vermuten, Ihr hattet Recht«, meinte er, nachdem er die ungewöhnliche Neigung des Kopfes in Augenschein genommen hatte. »Sieht ganz so aus, als läge er schon eine Weile hier.«

»Ich bin vorhin schon einmal hier vorbeigekommen. Das dort drüben sind meine Fußspuren. Andere kann ich nirgendwo erkennen.« Sie deutete auf den unmittelbar hinter ihr liegenden Hang. »Als ich vorhin zum See hinunterging, um nach meinen Schnüren zu sehen, hat er noch nicht hier gelegen.«

Er drehte den Kopf, um das regungslose Gesicht besser betrachten zu können. »Irgendeine Vermutung, um wen es sich gehandelt haben könnte?«

»Nein. Ich habe keine Ahnung, außer, dass er Soldat ist.«

Der Mann sah auf. »Irgendeine Vermutung, was für eine Art Soldat?«

Jennsen runzelte verwirrt die Stirn. »Was für eine Art? Er ist ein d’Haranischer Soldat.« Sie ließ sich auf dem Boden nieder, um den Fremden aus der Nähe betrachten zu können. »Woher kommt Ihr, dass Ihr einen d’Haranischen Soldaten nicht erkennt?«

Er fuhr mit einer Hand unter die Kapuze seines Umhangs und

rieb sich den Hals. »Ich bin nur auf der Durchreise.« Sein Tonfall wie auch sein Äußeres verrieten, wie müde er war.

Die Antwort verblüffte sie. »Ich bin mein ganzes Leben auf Reisen gewesen, trotzdem kenne ich niemanden, der einen d’Haranischen Soldaten nicht auf den ersten Blick erkennen würde. Wieso könnt Ihr das nicht?«

»Ich bin erst seit kurzem in D’Hara.«

»Das ist völlig unmöglich. D’Hara erstreckt sich doch über den größten Teil der Welt.«

Diesmal verriet sein Lächeln Amüsiertheit. »Tatsächlich?«

Sie spürte, wie ihr die Hitze ins Gesicht stieg; bestimmt lief sie rot an, weil sie ihre Unwissenheit über die Welt im Allgemeinen so deutlich unter Beweis gestellt hatte. »Etwa nicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Ich stamme tief unten aus dem Süden, von jenseits des Landes, das man D’Hara nennt.«

Sie starrte ihn verwundert an, während sich ihre Verärgerung über die Schlussfolgerungen, die ihr in Anbetracht einer so erstaunlichen Bemerkung durch den Kopf schossen, in nichts auflöste. Vielleicht war ihr Traum doch nicht ganz so übertrieben.

»Und was tut Ihr hier in D’Hara?«

»Das sagte ich doch bereits. Ich bin auf der Durchreise.« Er klang erschöpft. War das ein Wunder? Schließlich wusste Jennsen selbst zur Genüge, wie ermüdend es sein konnte umherzureisen. Sein Tonfall war ernster, als er sagte: »Selbstverständlich weiß ich, dass er ein d’Haranischer Soldat ist. Ihr habt mich falsch verstanden. Was ich meinte, war, was für eine Art Soldat? Gehört er einem hiesigen Regiment an? Ist er hier nur stationiert oder ein Soldat auf Heimaturlaub? Ist er unterwegs in die Stadt, um sich zu betrinken? Ein Kundschafter?«

Ihre Beunruhigung wuchs. »Ein Kundschafter? Was sollte er in seiner eigenen Heimat auskundschaften wollen?«

Der Mann richtete den Blick in die Ferne, auf die tief stehenden dunklen Wolken. »Keine Ahnung. Ich habe mich nur gefragt, ob Ihr vielleicht etwas über ihn wisst.«

»Nein, natürlich nicht. Ich habe ihn doch eben erst gefunden.«

»Sind diese d’Haranischen Soldaten gefährlich? Ich meine, beläs-

tigen sie normale Bürger? Leute, die einfach auf der Durchreise sind?»

Ihr Blick wich seinem fragenden Blick aus. »Ich – das weiß ich nicht. Vermutlich, ja, das wäre möglich.«

Sie hatte Angst, zu viel zu verraten, andererseits wollte sie aber auch nicht, dass er durch ihre übertriebene Verschwiegenheit womöglich in Schwierigkeiten geriet.

»Was hat Eurer Meinung nach ein einzelner Soldat hier in dieser abgeschiedenen Gegend verloren? Es kommt nicht oft vor, dass Soldaten ganz allein unterwegs sind.«

»Auch das weiß ich nicht. Wieso glaubt Ihr eigentlich, dass eine einfache Frau mehr über das Soldatenleben weiß als ein Mann von Welt, der viel herumgekommen ist? Könnt Ihr Euch nicht selbst einen Reim darauf machen? Vielleicht dachte er gerade an sein Mädchen daheim und hat deshalb nicht die nötige Vorsicht walten lassen. Vielleicht ist er deshalb ausgerutscht und abgestürzt.«

Er rieb sich abermals den Hals, so als hätte er dort Schmerzen.

»Verzeihung. Ich drücke mich wohl nicht besonders deutlich aus, denn ich bin ein wenig müde. Vielleicht denke ich nicht klar, vielleicht war ich auch nur Euretwegen besorgt.«

»Meinetwegen? Was wollt Ihr denn damit sagen?»

»Ich will damit sagen, dass Soldaten immer irgendeiner Einheit angehören. Und die anderen Soldaten wissen gewöhnlich, wo sie normalerweise zu finden sind. Soldaten ziehen nicht einfach aufs Geratewohl allein los. Bei ihnen ist das anders als bei einem einsamen Fallensteller, der verschwinden könnte, ohne dass jemand etwas davon erfährt.«

»Oder bei einem einsamen Reisenden?»

Ein nachsichtiges Lächeln nahm seinem Gesichtsausdruck etwas von seiner Angespanntheit. »Oder bei einem einsamen Reisenden.« Das Lächeln erlosch. »Worauf ich hinaus will, ist: Wahrscheinlich werden seine Kameraden nach ihm suchen. Wenn sie die Leiche hier finden, werden sie Truppen hierher beordern, um zu verhindern, dass irgendjemand das Gebiet verlässt. Sobald sie alle aufgegriffen haben, derer sie habhaft werden können, werden sie anfangen, Fragen zu stellen. Und nach allem, was ich von d’Haranischen Solda-

ten gehört habe, wissen sie, wie man dabei vorgeht. Sie werden über jeden, den sie verhören, alles bis ins kleinste Detail wissen wollen.«

Ein heftiges, widerwärtiges Gefühl der Bestürzung ließ Jennsens Magengegend krampfartig zusammenschrumpfen. Dass d’Haranische Soldaten ihr oder ihrer Mutter Fragen stellten, war das Letzte, was sie wollte. Dieser tote Soldat konnte am Ende ihren Tod bedeuten.

»Aber wie groß ist denn die Wahrscheinlichkeit, dass ...«

»Ich will damit nur sagen, ich möchte nicht, dass die Kameraden dieses Burschen hier aufkreuzen und auf die Idee kommen, jemand müsse für seinen Tod bezahlen. Womöglich betrachten sie es nicht als Unglück. Der Tod eines Kameraden wühlt Soldaten auf, auch wenn es nichts Vorsätzliches war. Wir zwei sind die beiden einzigen Personen in der Nähe. Ich möchte nicht erleben müssen, dass ein Trupp Soldaten den Toten findet und auf die Idee kommt, uns dafür verantwortlich zu machen.«

»Soll das etwa heißen, selbst wenn es ein Unglück war, könnten sie einen Unschuldigen festnehmen und ihm die Schuld daran geben?«

»Das weiß ich nicht, aber meiner Erfahrung nach verhalten Soldaten sich so. Wenn sie aufgebracht sind, suchen sie sich jemanden, dem sie die Schuld in die Schuhe schieben können.«

»Aber doch nicht uns. Ihr wart nicht einmal hier, und ich war nur auf dem Weg, um nach meinen Angelschnüren zu sehen.«

Er stützte einen Ellbogen auf seinem Knie ab und beugte sich über den Toten hinweg zu ihr. »Und dieser Soldat, unterwegs im Dienste des großen D’Haranischen Reiches, sieht eine hübsche junge Frau daherstolzieren und ist durch sie so abgelenkt, dass er ausrutscht und abstürzt.«

»Ich bin nicht daherstolziert!«

»Das wollte ich damit auch keineswegs andeuten, sondern Euch lediglich vor Augen führen, wie man einen Schuldigen findet, wenn man es darauf anlegt.«

Das hatte sie nicht bedacht! Dann dämmerte ihr allmählich, was er außerdem noch gesagt hatte. Noch nie hatte ein Mann Jennsens als hübsch bezeichnet. So unvermutet und deplatziert die Bemerkung

kung hier, inmitten einer so Besorgnis erregenden Situation, sein mochte – sie fühlte sich geschmeichelt. Da sie nicht wusste, wie sie auf das Kompliment reagieren sollte, und da so viele wichtigere Gedanken ihre Gefühle beherrschten, tat sie ganz einfach so, als hätte sie es nicht gehört.

»Das Mindeste, was sie tun werden, wenn sie ihn finden«, fuhr der Mann fort, »ist, jeden in der Nähe aufzugreifen und ihn einem langwierigen und strengen Verhör zu unterziehen.«

Auf einmal sah sie all die unschönen Folgen nur zu deutlich vor sich; ihr Schicksalstag rückte auf einmal in bedrohliche Nähe.

»Was sollen wir Eurer Meinung nach also tun?«

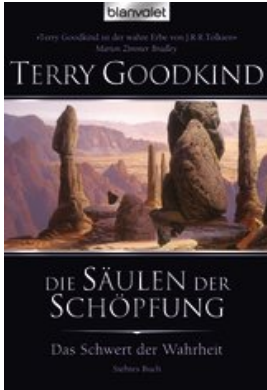
Er dachte einen Augenblick nach. »Nun, sollten sie tatsächlich hier vorbeikommen, ohne ihn jedoch zu finden, hätten sie keinen Grund, hier zu bleiben und die Leute aus der Gegend zu verhören. Und wenn sie ihn hier nicht finden, werden sie woanders weiter nach ihm suchen.«

Er stand auf und sah sich um. »Der Boden ist zu hart, um ein Grab auszuheben.« Er zog seine Kapuze tiefer ins Gesicht, um seine Augen beim Suchen gegen den Nebel zu schützen. Dann zeigte er auf eine Stelle in der Nähe der Felsklippe. »Da. Dort ist eine tiefe Spalte, die mir groß genug erscheint. Wir könnten ihn hineinlegen und ihn mit Geröll und Steinen bedecken. Das beste Begräbnis, das wir ihm in dieser Jahreszeit geben können.«

Und vermutlich ein besseres, als er verdient hatte. Lieber hätte sie ihn einfach liegen lassen, aber das wäre gar nicht klug. Sie hatte ihn ja bereits verstecken wollen, bevor der Fremde zufällig des Weges gekommen war, und seine Vorgehensweise war eindeutig besser.

Er schaute sie an. »Der Mann ist tot, daran ist nichts zu ändern. Es war ein Unglück. Warum sollten wir uns durch dieses Missgeschick in Schwierigkeiten bringen lassen? Wir haben nichts Unrechtes getan, wir waren ja nicht einmal hier, als es passierte. Ich sage, wir vergraben ihn und leben einfach weiter wie zuvor.«

Jennsen erhob sich; der Mann hatte einfach Recht. »Einverstanden«, sagte sie. »Wenn wir es wirklich tun wollen, sollten wir uns sputen.«



Terry Goodkind

**Das Schwert der Wahrheit 7**

Die Säulen der Schöpfung

Taschenbuch, Klappenbroschur, 640 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-37288-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2009

Das magische Epos um das Heldenpaar Richard und Kahlan

Grausame innere Stimmen flüstern der jungen Jennsen ein, dass sie allein das Böse aufhalten kann. Doch dafür muss sie Richard Rahl – den Herrscher D'Haras – und dessen geliebte Gemahlin Kahlan töten.

Ein Meisterwerk der modernen Fantasy!



[Der Titel im Katalog](#)